GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Frauenförderung und strategischer Essentialismus – Eine Analyse im Spannungsfeld von theoretischem Anspruch und politischer Praxis

Kempf, Annegret

2016

https://doi.org/10.25595/3858

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kempf, Annegret: *Frauenförderung und strategischer Essentialismus – Eine Analyse im Spannungsfeld von theoretischem Anspruch und politischer Praxis*, in: FZG (FZG – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien), Jg. 22 (2016) Nr: 1, 65–80. DOI: https://doi.org/10.25595/3858.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/fzg.v22i1.6

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 22/1: 65-80

Annegret Kempf

Frauenförderung und strategischer Essentialismus

Eine Analyse im Spannungsfeld von theoretischem Anspruch und politischer Praxis

Zusammenfassung: Der Konflikt zwischen theoretischen Ansprüchen des Anti-Essentialismus der jüngeren feministischen Theorie und der politischen Notwendigkeit der Handlungsfähigkeit als einheitliche Gruppe von ‚Frauen' ist eines der zentralen Probleme des Feminismus. Gayatri Chakravorty Spivaks Konzept des ‚strategischen Essentialismus' welches die strategische Verwendung von essentialistischen Identitäten im Rahmen von klar definierten politischen Zielen verficht, kann als eine mögliche Lösung für diesen Konflikt verstanden werden. Im Rahmen dieses Beitrags wird dieses Konzept analysiert und anschließend auf das gleichstellungspolitische Verfahren der Frauenförderung angewendet. Im Zentrum steht dabei das Thema der Frauenquote, welches eine der umstrittensten jüngeren gleichstellungspolitischen Maßnahmen darstellt. Behaftet mit problematischen essentialistischen Annahmen und Auswirkungen, sind Frauenquoten gleichzeitig ein konkretes und praktikables Mittel, um patriarchale Machtstrukturen aufzubrechen. Die folgende Untersuchung zeigt, inwiefern diese Maßnahme im Namen eines strategischen Essentialismus rechtfertigbar ist und erörtert darüber hinaus die Grenzen einer solchen Verknüpfung sowie die Grenzen eines identitätspolitischen Aktivismus im Namen des strategischen Essentialismus allgemein.

Schlagwörter: strategischer Essentialismus; Anti-Essentialismus; Frauenförderung; Frauenquote; Gayatri Chakravorty Spivak.

Promotion of women and strategic essentialism

an analysis in the conflict between theoretical demands and political praxis

Abstract: The conflict between the theoretical demands of anti-essentialism in recent feminist theory and the political necessity of being able to act in the name of a unified group of 'women' is a central conflict in feminism. Gayatri Chakravorty Spivak's concept of 'strategic essentialism', which promotes the strategic use of essentialist identities within the context of clearly defined political goals, can be considered a solution to this conflict. In this paper, this concept will be analysed and then applied to gender equality policies that target the promotion of women. Central to the discussion will be the example of women's quotas, which are one of the most controversial recent gender equality policies. They are attached to problematic essentialist assumptions and effects, while at the same time being one of the most concrete and practical measures to break up patriarchal power structures. The following analysis will examine to what degree such policies can be justified in the name of strategic essentialism and furthermore discuss the limits of such a connection as well as the limits of identity politics in the name of strategic essentialism in general.

Keywords: strategic essentialism; anti-essentialism; promotion of women; women's quota; Gayatri Chakravorty Spivak.

© 2016 Budrich Unipress. 10.3224/fzg.v22i1

> Unser Grundgesetz sagt, die Gleichberechtigung von Frauen und Männern muss hergestellt werden, Politik muss das aktiv befördern. Und das tun Herr Maas und ich heute mit dem Gesetz. (Hamberger 2014)

Mit diesen Worten verkündete Manuela Schwesig Ende 2014, dass nach langem Ringen ihr Gesetzesentwurf zur Frauenquote beschlossen wurde. Mit der Verabschiedung des Gesetzes im März 2015 wurde damit eine lange, polemisch und öffentlich geführte Debatte vorerst beendet. Auch auf Ebene der feministischen Theorie wurde und wird die Frauenquote kontrovers diskutiert. Im Zentrum steht die Frage, wie Geschlechterungleichheiten am besten überwunden werden können, welche Maßnahmen welchen Gruppen von Frauen helfen und welches der vielfältigen Konzepte von Frauenförderung bis *Gender Mainstreaming* hierzu am besten geeignet ist. Frauenförderung kann man dabei wie folgt definieren: Ein personenbezogenes Verfahren, das sich auf die Gruppe ‚Frau' (als eine geteilte Identität) bezieht und durch konkrete Maßnahmen, wie etwa Quoten, versucht, ihre Teilhabe an Macht und Anerkennung zu verbessern (Schenk 2008: 152). Dabei stellt sich vor allen Dingen die Frage, ob Frauenförderung konkrete Nachteile, die Frauen etwa im Arbeitsleben erfahren, beheben kann oder ob sie nur eine Defizitperspektive einnimmt, die Differenzvorstellungen reproduziert. Im Zentrum dieser Diskussion steht die Problematik des Essentialismus. Ashcroft/Griffiths/Tiffin definieren diesen folgendermaßen:

> Essentialism is the assumption that groups, categories or classes of objects have one or several defining features exclusive to all members of that category. Some studies of race or gender, for instance, assume the presence of essential characteristics distinguishing one race from another or the feminine from the masculine. (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 2007: 77)

Diese Annahme, bezogen auf die Kategorie ‚Frau', die man als Position besonders in den Anfängen der Frauenbewegung findet, wurde in der feministischen Theorie aus unterschiedlichen Perspektiven stark kritisiert. Besonders seit der sogenannten ‚dritten Welle' der feministischen Bewegung sieht man Programme der Frauenförderung, welche die Kategorie Frau verallgemeinernd und essentialistisch verwenden, als problematisch an. Solche Diskurse können genau die Art von Unterdrückung reproduzieren, die sie abschaffen wollen, indem sie Frauen auf eine Reihe als universell verstandener Charakteristika reduzieren, die jedoch keiner empirischen Realität entsprechen und systematisch die Erfahrungen von Frauen, die aufgrund ihrer Klasse, Ethnie oder sexuellen Orientierung bereits marginalisiert sind, ausschließen. Ein kollektives Agieren im Namen ‚der Frauen' scheint aus einer solchen Perspektive nicht länger möglich. Doch welche Alternativen gibt es für die feministische Bewegung, um politisch handlungsfähig zu bleiben?

Um eine Antwort auf diese Frage zu geben, wird im Rahmen dieses Beitrags das Konzept des strategischen Essentialismus herangezogen. Dieses Konzept geht auf Gayatri Chakravorty Spivak zurück, die es im Kontext der Subaltern-Studies entwickelt. Es geht dabei darum, essentialistische Kategorien zeitweise

zu strategischen Zwecken in Kauf zu nehmen, um als Akteur auf der politischen Handlungsfläche auftreten zu können. Dieses Konzept wurde in der feministischen Theorie weitläufig aufgegriffen (Stone 2004: 88), sieht sich aber auch einer Reihe von Kritikpunkten ausgesetzt, auf die in diesem Aufsatz näher eingegangen wird. Übertragen auf die eingangs vorgestellte Thematik stellt sich konkret die Frage, ob Maßnahmen der Frauenförderung aus der Perspektive eines strategischen Essentialismus begründet und gerechtfertigt werden können.

Hierzu wird in einem ersten Teil das Konzept des strategischen Essentialismus erörtert und daraufhin seine ‚Überführung' in die feministische Theorie dargestellt. Im Anschluss daran wird das theoretische Konzept auf die praktische Realität der Frauenförderung angewendet. Als Beispiel hierfür wurde die Einführung von Frauenquoten gewählt. Schließlich widmet sich ein letzter Abschnitt kritischen Perspektiven auf den strategischen Essentialismus und der versuchten Anwendung auf die Frauenförderung sowie möglichen Alternativen.

Das Konzept des strategischen Essentialismus

Die Opposition von Essentialismus und Anti-Essentialismus findet man in verschiedensten wissenschaftlichen Feldern. Er kann sowohl das wissenschaftlich-theoretische Feld, das politisch-wissenschaftliche Feld oder auch das politische Feld selber betreffen, wenn es darum geht, wie Interessen tatsächlich vermittelt und umgesetzt werden – die zentrale Frage dieses Beitrags (Stölting 2001). Wie einleitend definiert wurde, bezeichnet der Essentialismus die Annahme, dass eine soziale Gruppe oder Kategorie ihr inhärente, allen gemeinsame Charakteristika hat. Ursprünglich als Opposition zur Philosophie des Existentialismus verstanden, verschiebt sich diese Konfliktlinie mit dem Aufkommen der dritten Welle des Feminismus in den 1980er und 90er Jahren zur oben beschriebenen Opposition von Essentialismus und Anti-Essentialismus (Schor 1994: VIIf.). Diese entsteht aus einer Kritik an „homogenizing or exclusive tendencies within the dominant feminisms" (Stone 2004: 85), also Kritik an der Annahme, dass es Charakteristika gibt, die alle Frauen als Gruppe teilen. Denn universalisierende Annahmen sind (empirisch) immer falsch und können zudem unterdrückende Strukturen reproduzieren (ebd.). Doch diese Infragestellung bringt ein Problem mit sich: Sie untergräbt die Möglichkeiten des feministischen Aktivismus, da die geteilte Identität, die für ein kollektives Handeln notwendig ist, nun fehlt (ebd.). Als eine Möglichkeit, mit dieser Problematik umzugehen, kann man den strategischen Essentialismus heranziehen.

Gayatri Chakravorty Spivak prägt die Idee des strategischen Essentialismus in einer Analyse der indischen Historiografie (Spivak 1988). Das Konzept entsteht somit im Kontext der sogenannten Subaltern Studies – Analysen, die sich mit Individuen in postkolonialen Kontexten befassen, die einen limitierten oder keinen Zugang zum kulturellen Imperialismus haben (Kilburn 2012) – und, zumindest zu Anfang, nicht etwa der feministischen Theorie. Als eine

erste Annäherung an den strategischen Essentialismus kann Stephan Mortons Definition verwendet werden:

> [S]trategic essentialism accepts that essentialist categories of human identity should be criticized, but emphasizes that one cannot avoid such categories at times in order to make sense of the social and political world (Morton 2003: 75).

In anderen Worten: „Spivak's theory of strategic essentialism explores the ways in which that gendered subjectivity can be mobilized as part of a political strategy" (Morton 2007: 126). Das Prinzip ist also folgendes: Die Problematik essentialistischer Kategorien wird erkannt, doch aus strategischen Gründen – und das Wort Strategie ist hierbei für Spivak zentral – können sie in bestimmten Kontexten verwendet werden, um die politische und soziale Welt zu verstehen und in ihr zu agieren.

Spivaks Artikel „Subaltern Studies: Deconstructing Historiography" befasst sich mit der Arbeit der sogenannten „Subaltern Studies group" (Spivak 1988: 4), die eine Art ‚Neuschreibung' der indischen Geschichte und Kolonialisierung versucht. Spivak zeichnet diese Arbeit nach, nennt ihre Gefahren und postuliert schließlich (als zentrale These für den Kontext dieser Arbeit), dass die Historiografie der Subaltern Studies group, als „a *strategic* use of positivist essentialism in a scrupulously visible political interest" (ebd.: 13, Hervorhebung im Original) verstanden werden kann. Bereits sichtbar wird an dieser Stelle die Verknüpfung mit einem klar sichtbaren, definierten politischen Ziel, das den Gegenpol zu den problematischen Implikationen des Essentialismus darstellt – der Strategie wird ein klarer Rahmen gesetzt. Sie spricht im Folgenden auch von einem strategischen Festhalten an einem essentialistischen Verständnis von Bewusstsein (d.h. der Identität als Gruppe) (ebd.: 15). Spivak, die sich als „deconstructivist" in der Tradition Derridas versteht, sieht auch den strategischen Essentialismus letztendlich als eine Form der "affirmative deconstruction" (ebd.: 16). Sie versteht darunter ein Vorgehen, dass Begriffe sowohl in ihrer Nützlichkeit als auch in ihrer Gefährlichkeit kritisch betrachtet (Spivak/Rooney 1994: 156). Spivak betont später, in einem Interview mit Elizabeth Gross, dass ein_e Dekonstruktivist_in nie perfekt sein kann – sie ist „an essentialist, from time to time" (Gross 1985: 183). Nachdem, so Spivak, Essentialismus ein irreduzibles Moment in jedem Diskurs ist, bringt es wenig, sich generell davon zu distanzieren. Zwar warnt sie davor, sich rhetorisch an solche Konzepte zu binden oder inhaltlich Diskurse zu verteidigen, die implizit die Position des weißen Oberschicht-Mannes als die ‚Norm' reproduzieren, doch sie erkennt auch, dass es aus rein strategischer Perspektive nicht möglich ist, solche Diskurse gänzlich abzuweisen (ebd.: 184). Auch wenn man dadurch seine ‚theoretische Reinheit' verliert, ist das Beste, was man tun kann, vorsichtig mit den Konzepten umzugehen, sie aber so weit wie möglich zu nutzen (ebd.). In einer Diskussion zur Frage von Anti-Sexismus erklärt sie: „You pick up the universal that will give you the power to fight against the other side" (ebd.). Im Zentrum steht hier also die Handlungsfähigkeit im politischen Feld, die auch auf Kosten theoretischer Bedenken erhalten werden soll. Weiterhin wird auch

die Bedeutung von Definitionen, konkret in Bezug auf die Frage der Definition der Frau als Kategorie betont:

> Therefore ‚as a deconstructivist' I cannot recommend that kind of dichotomy at all, yet, I feel that definitions are necessary in order to keep us going, to allow us to take a stand. The only way that I can see myself making definitions is in a provisional and polemical one: I construct my definition as a woman not in terms of a woman's putative essence but in terms of words currently in use. (Spivak 1996: 54)

Diese Idee schließt sich an das Konzept des strategischen Essentialismus an – eine Definition ist notwendig, um im politischen Feld Position beziehen zu können. Doch sie kann niemals mehr als provisorisch sein, und sie bezieht sich nicht auf eine mutmaßliche Essenz des Weiblichen, sondern auf die im Diskurs existierenden Definitionen.

Im Folgenden greift Spivak das Konzept des strategischen Essentialismus in einer Reihe von Interviews auf, in denen sie sich in Teilen von dem Begriff selbst distanziert, aber nicht von der grundsätzlichen Idee, die dahintersteckt. Eine der wichtigsten Quellen hierfür ist ihr Interview mit Ellen Rooney aus dem Jahr 1994, in dem Spivak ihre Arbeit auch in der breiteren Essentialismusdebatte der feministischen Theorie situiert. In diesem Interview liefert Spivak einige Klarstellungen dazu, wie strategischer Essentialismus tatsächlich funktionieren sollte. Sie betont die Bedeutung einer ständigen, hartnäckigen Kritik der Begriffe, die man im Namen einer Strategie verwendet. Eine solche Kritik darf keinesfalls retroaktiv sein (indem man eine essentialistische Bewegung nachträglich als ‚strategisch' qualifizieren würde). Besonders hebt sie die Situativität hervor: „a strategy suits a situation; a strategy is not a theory" (Spivak/Rooney 1994: 154). Sie betont auch, dass es sich immer um eine kurzfristige Strategie handelt, die keinesfalls automatisch langfristige Lösungen für strukturelle Ungleichheiten anbietet (Morton 2003: 75). Wichtig ist dabei auch der Zusammenhang mit der Strategie der Dekonstruktion, die Begriffe in ihrer Nützlichkeit aber auch ihrer Gefährlichkeit erkennt (Spivak/Rooney 1994: 162). Es geht somit primär um eine Art und Weise, die Dinge zu ‚lesen', und um das, was Spivak „deconstructing of identitiy by identities" (ebd.: 157) nennt, das heißt, ein Aufbrechen und Pluralisieren von essentialistischen Identitäten, ohne dabei das Arbeiten an Identitäten aufzugeben.

Spivak sagt an mehreren Stellen, dass sie den Begriff des strategischen Essentialismus aufgegeben hat, aufgrund der Art und Weise, wie der Begriff missinterpretiert wurde, besonders in den USA (Danius/Jonsson/Spivak 1993: 35). Besonders eine Vereinnahmung des Konzepts im Sinne einer Individualisierung („the personal is political" wird zu „only the personal is political" (Spivak/Rooney 1994: 155)) sieht sie als problematisch an. Doch sie bleibt der Idee selbst verbunden und erklärt, dass man gerade in feministischen Debatten immer wieder zur Problematik des Essentialismus zurückkehrt – „because it remains difficult to engage in feminist analysis if not ‚as a woman'" (ebd.: 152).

Strategischer Essentialismus in der feministischen Theorie

Wie eingangs angedeutet ist die Debatte zwischen Essentialismus und Anti-Essentialismus eine der zentralen Oppositionen der feministischen Theorie im späten 20. Jahrhundert. Während die zweite Welle der feministischen Bewegung in der Regel einen essentialistischen Bezug auf die weibliche Identität nimmt, wird mit diesem Paradigma ab den 1980er Jahren gebrochen. Wie Allison Stone in einem Überblick über die feministische Essentialismusdebatte darstellt, kommt mit poststrukturalistischen Autor_innen wie Judith Butler oder Elizabeth Spelman eine dekonstruierende, anti-essentialistische Perspektive in die feministische Theorie, die „recurring tendencies within feminism to take certain privileged women's experiences or situations as the norm" (Stone 2004: 86) anprangert. Essentialistische Annahmen sind immer mit Strukturen von Macht und Unterdrückung verbunden, wie Judith Butler in ihrem Werk „Gender Trouble" zeigt. Butler erläutert darin, dass besonders Kategorien der Geschlechtszugehörigkeit normalisierend und unterdrückend wirken können: „[D]as Insistieren auf der Kohärenz und Einheit der Kategorie ‚Frau(en)' hat praktisch die Vielfalt der kulturellen Überschneidungen ausgeblendet" (Butler 1991: 34). Da man, um eine stabile Identität zu konsolidieren, immer Differenzbildungen braucht, ist ein solcher Prozess auch immer mit Ausschließungen verbunden (ebd.: 20). Aus diesem Grunde spricht sich Butler gegen einen identitätspolitischen Feminismus aus, denn dieser läuft immer Gefahr, eine Fehlrepräsentation zu evozieren (ebd.). Butler sieht einen anti-essentialistischen Feminismus in der Kritik an Identitätskategorien, ihrer subversiven Wiederholung und einer „Verwirrung" der bestehenden binären Repräsentation von Geschlechteridentität (ebd.: 20f.; 212ff.). In diesem Sinne ist Butler dafür, die Vorläufigkeit von Kategorien zu betonen, anstatt sie strategisch zu verwenden (ebd.: 20f).

Doch auch der Anti-Essentialismus ist nicht ohne Probleme. Zunächst handelt es sich um eine soziale und politische Problematik – wenn Frauen keine zu vereinheitlichende Gruppe darstellen, kann man dann in ihrem Namen noch Politik betreiben (ebd.: 85)? Und auch aus theoretischer Perspektive wurde der Anti-Essentialismus kritisiert. Ein Paradebeispiel hierfür ist der Sammelband „The essential difference" (Schor/Weed 1994), in dem auch ein Interview mit Spivak („In a word" mit Ellen Rooney) publiziert ist. In der Einleitung zeigt Naomi Schor, mit Verweis auf Spivak, dass die Suche des Anti-Essentialismus nach Legitimierung durch Dekonstruktion (als Methode) irreführend ist, denn Dekonstruktion und Essentialismus sind immer zu einem gewissen Grad verknüpft und „essentialism is understood […] as an acknowledgement of the dangerousness of what one must use" (Schor 1994: XII). Anti-Essentialismus wird hier als eine Illusion begriffen, die politischem Handeln im Wege steht. Auch Spivak zeigt in „In a word" eine kritische Haltung, exemplifiziert in ihrer Aussage, dass interdisziplinäre, anti-essentialistische Programme oft nicht mehr als „an alibi, once again, for the ruthless operation of neo-colonialist knowledge" (Spivak/Rooney 1994: 161) sind. Auch wenn gerade Spivak als postkoloniale Theoretikerin die historische Kompliz_innenschaft des westlichen Feminismus

(und dessen Essentialismus) in der imperialistischen Unterdrückung und Marginalisierung von Frauen in nicht-westlichen Kontexten kritisiert (Morton 2003: 90), zeigen diese Überlegungen doch, dass sie anti-essentialistischen Diskursen ebenso mit gewisser Skepsis begegnet.

Spivaks strategischer Essentialismus ist nicht die erste oder einzige Lösung, die sich für diese Problematik anbietet. In gewissem Sinne kann Luce Irigarays Idee der ‚Mimesis' als ein Vorläufer hierzu gesehen werden – es handelt sich um eine Form der spielhaften Repetition von unterdrückenden Elementen, um ihren wahren Charakter aufzudecken. Irigaray beschreibt sie folgendermaßen: „To play with mimesis is thus, for a woman, to try to recover the place of her exploitation by discourse, without allowing herself to be simply reduced to it" (Irigaray 1985: 76). Auch hier findet man die Idee einer strategischen (d.h. intendierten, auf ein spezielles Ziel ausgerichteten) Auseinandersetzung mit den existierenden Diskursen wieder, um sie zu unterminieren. Spivak selbst nimmt in ihrer Arbeit immer wieder Bezug auf Irigaray und teilt offensichtlich einige ihrer Denkansätze (Morton 2003: 74). Man kann schließlich eine Reihe anderer Ansätze zum Umgang mit dem Konflikt zwischen Anti-Essentialismus und politischer Handlungsfähigkeit finden, wie die Idee einer Genealogie der Frau, die Allison Stone in Anlehnung an Judith Butler formuliert (Stone 2004: 91ff.). Grundlage dieser Idee ist ein Verständnis der sozialen Gruppe ‚Frauen', welches nicht auf identitären Gemeinsamkeiten, sondern auf voneinander verschiedenen, aber historisch verstrickten Mitgliedern der Gruppe basiert (ebd.: 92). Auf Basis dieser Konzeption kann man politische Handlungsfähigkeit aus dem Anti-Essentialismus selbst heraus begründen, anstatt, so wie Spivak, einen Kompromiss zwischen Essentialismus und Anti-Essentialismus zu finden. Der strategische Essentialismus ist somit sicher nicht die einzige Alternative, um politische Handlungsfähigkeit herzustellen. Er ist allerdings am klarsten im Sinne einer politischen *Strategie* formuliert und kann somit besonders gut auf konkrete politische Programme und Verfahren – in diesem Fall die Frauenförderung – angewendet werden.

Strategischer Essentialismus und Frauenförderung – ein ‚Praxistest'

Im Anschluss an diese theoretische Diskussion stellt sich die Frage, wie politisches Handeln im Namen des strategischen Essentialismus konkret aussehen kann. Kann man in diesem Sinne jegliche gleichstellungspolitische Maßnahme vorantreiben? Oder gibt es Grenzen theoretischer und praktischer Natur? Diese Fragen sollen im Folgenden anhand des Beispiels der Frauenförderung untersucht werden. Sie wurde ausgewählt, da es sich um ein Verfahren mit klar essentialistischer Tendenz handelt, das Frauen als einheitliche soziale Gruppe versteht und im Namen dieser Gruppenidentität politische Maßnahmen propagiert. Hier kristallisiert sich der Konflikt von Essentialismus vs. Anti-Essentialismus also besonders klar heraus und damit auch die Notwendigkeit eines strategischen Agierens.

Die Frauenförderung entsteht in Deutschland im Kontext der neuen Frauenbewegung in den 1960er Jahren und kann als „ein personenzentriertes und auf die Identität ‚Frau' bezogenes Verfahren" (Schenk 2008: 152) verstanden werden, welches über verschiedene Maßnahmen wie Frauenquoten oder die Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Karriere versucht, die Teilhabe und Anerkennung von Frauen in Bereichen von professionellem und Privatleben zu verbessern (ebd.: 150). Auch wenn sie im Vergleich zu neueren Programmen wie „Gender Mainstreaming" oder „Diversity Management" (Schenk 2008) manchmal überholt scheint, wird die Notwendigkeit von Programmen, die sich explizit an Frauen richten, um bestimmte Strukturdefizite auszugleichen, immer noch regelmäßig betont (Knapp 2011: 76).

Frauenförderung als Strategie der Gleichstellungspolitik ist äußerst umstritten. Um die an ihr vorgebrachte Kritik zu verstehen, kann man auf die drei zentralen Paradigmen der feministischen Theorie – Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion (ebd.: 74f.) – zurückgreifen. Das Gleichheitsideal beruft sich darauf, dass Männer und Frauen fundamental gleich sind und deshalb Frauen genauso behandelt werden sollten wie Männer – in allen gesellschaftlichen Feldern, vom Arbeitsmarkt über Politik bis zur Familie (Maihofer 1998: 160). Die Mittel dazu sind vor allem rechtspolitischer Natur. Ungleichheit wird in diesem Sinne als wirtschaftliche oder soziale Ungleichheit verstanden, nicht als identitäre Verschiedenheit (ebd.). Dem gegenüber betont die Differenzperspektive, dass „Frauen *anders* behandelt werden sollten als Männer" (ebd.: 161, Hervorhebung im Original). Diese Perspektive kritisiert, dass sich der Gleichheitsfeminismus am Mann als Modell orientiert und somit Frauen als defizitär versteht (ebd.). Doch auch diese Perspektive ist nicht ungefährlich – sie riskiert die Verfestigung von Geschlechterrollen (ebd.: 163). Im Anschluss an eine andauernde Debatte entwickelt sich schließlich ein drittes Paradigma: die Dekonstruktion, die man auch bei Spivak findet. Unter diesem Etikett werden diverse Strömungen gesammelt, die alle die Kritik an identitätspolitischen Positionen gemeinsam haben (Knapp 2011: 74). Da es das Anliegen dieser Position ist, Codes der Zweigeschlechtlichkeit radikal zu unterlaufen, sieht man sie oft in diametraler Opposition zu den gleichheits- und differenzfeministischen Positionen. Doch auch pragmatische Lesearten sind möglich, die vor allen Dingen auf eine Destabilisierung innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen abzielen (ebd.: 74f.). An dieser Stelle kann die Argumentation eines strategischen Essentialismus anknüpfen.

In der Frauenförderung kann man sowohl Elemente von Gleichheit (Frauenquoten, welche die gleiche Repräsentation der Geschlechter herstellen wollen) und Differenz (etwa die Förderung von Kinderbetreuung/Mütterarbeit, die sich spezifisch an Frauen in der Rolle als Mutter richten) wiederfinden. Gerade die differenztheoretische Positionierung, die in einer Überbetonung der Geschlechterdifferenzen resultieren kann und Defizite auf Seiten der Frauen suggeriert, wird an der Frauenförderung oft kritisiert (ebd.: 73f.). Zudem fehlt ihr die Dimension der Dekonstruktion, weshalb man ihr eine Tendenz zum Essentialismus vorwerfen kann. Ob man diese inhärent essentialistische Tendenz aus

strategischen Überlegungen rechtfertigen kann, wird im Folgenden anhand des Beispiels der Frauenquote erörtert.

Das Prinzip einer Frauenquote ist simpel. Ein fester Prozentsatz von hochrangigen oder repräsentativen Posten (Vorstandsposten, Listenplätze etc.) wird für Frauen (oder, in der jüngeren Fassung der ‚Geschlechterquote' allgemein für ein bestimmtes Geschlecht) reserviert. Der Prozentsatz hierfür liegt meistens zwischen 30 und 40% – die Vorgabe einer tatsächlichen Gleichbesetzung (d.h. 50%) ist in der Wirtschaft unüblich, man findet sie aber im politischen Bereich wieder, bei der alternierenden Vergabe von Listenplätzen, wie sie von einigen Parteien praktiziert wird (Krook 2008: 347).[1]

Die Argumente für Frauenquoten sind schnell zusammengefasst: Aufgrund der sogenannten „homosozialen Kooptation" (Wizorek 2014: 25), d.h. der Tatsache, dass Menschen dazu neigen, Personen einzustellen und zu fördern, die ihnen ähnlich sind – und die Machtstrukturen von Politik und Gesellschaft sind zweifelsohne von weißen, heterosexuellen Männern der Mittel- bis Oberschicht dominiert – und somit gesellschaftliche Dominanzstrukturen zu reproduzieren, ist eine Veränderung des Systems von sich aus kaum zu erwarten (ebd.). Somit setzen Frauenquoten, die Anne Wizorek als „ein temporärer Hack des Systems" (2014: 33) bezeichnet, verhärtete Machtstrukturen kurzfristig außer Kraft und schaffen den rechtlich verbindlichen Rahmen, um Frauen mit der entsprechenden Qualifikation Zugang zu bestimmten Machtposten zu verschaffen. Erfahrungen in Norwegen, das 2003 als erstes Land eine Geschlechterquote von 40% für Aufsichtsräte eingeführt hat, sind durchweg positiv und es haben sich gar spill-over Effekte (d.h. wachsende Frauenanteile auch in Unternehmen, die nicht der gesetzlichen Verpflichtung unterlagen) entwickelt (Storvik/Teigen 2010).

Allerdings gibt es auch essentialistische Elemente in der Debatte um Frauenquoten. Dazu zählt zunächst die wirtschaftliche Argumentation für mehr Repräsentation von Frauen, die sich oft auf essentialistische Argumente stützt. Der Diskurs, der von Befürworter_innen der Frauenquote aus Reihen der Wirtschaft (oder von pragmatischen Feminist_innen) vorgebracht wird, argumentiert, dass ‚gemischte Teams besser arbeiten' oder Frauen den Kommunikationsstil in einem Unternehmen verbessern.[2] Auch wenn es für solche Aussagen empirische Beispiele gibt (BMFSFJ 2010: 22ff.), ist ihre generalisierende und unkritische Verwendung problematisch, da sie sozial konstruierte Charakteristika, die als typisch ‚weiblich' verstanden werden (Kommunikationsfähigkeit, Einfühlungsvermögen, Sanftheit), essentialisieren. Das kann zum einen problematisch sein für Frauen, die diese Eigenschaften nicht oder nur bedingt teilen (und somit von der kollektiven Identität ‚Frau' ausgeschlossen werden), zum anderen führt es zu einer Reifizierung von Geschlechterrollen – das klassische Problem einer Argumentation auf differenztheoretischer Basis (Maihofer 1998). Quoten können auf Basis dieser Argumentation als reine Fortschreibung neoliberaler Strukturen verstanden werden, und nicht etwa als ihr Aufbrechen (Krook 2008: 357). Ein zweites Problem bezieht sich auf die (mangelnde) Intersektionalität von Quoten. Wie Celis et al. in einer Studie zur Intersektion von Geschlecht und Ethnie in Quotenplatzvergaben konstatieren, sind empirische Befunde zu den intersek-

tionellen Effekten von Geschlechterquoten uneindeutig (Celis et al. 2014: 41). Zwar gibt es die Hoffnung, dass es Quoten heterogeneren Gruppen von Frauen erlauben, repräsentiert zu werden, doch zeigen andere Studien, dass „dominant subgroup experiences" (ebd.: 43) bevorzugt und somit Ungleichheit innerhalb von Gruppen vergrößert und Ausgrenzungseffekte produziert werden.

Kann man diese essentialistischen Elemente im Namen einer *Strategie* rechtfertigen? Um diese Frage zu beantworten, muss man sich auf Spivaks Elaboration des strategischen Essentialismus rückbeziehen. Erstes Kriterium ist demnach, dass es sich um eine kurzfristige Strategie handelt, die auf ein konkretes Ziel ausgerichtet ist. Davon kann hier die Rede sein: Wie Wizorek argumentiert, handelt es sich bei Quoten nicht um Allheilmittel, sondern eher um eine „Adrenalinspritze" (Wizorek 2014: 33), also eine kurzfristige Strategie. Diese hat weiterhin ein klar definiertes Ziel: Gesetzliche Regelungen für Frauenquoten legen in der Regel fest, bis zu welchem Zeitpunkt welche Anteile erreicht werden müssen und welche Übergangsfristen existieren – ihr Erfolg ist somit objektiv überprüfbar. Die Frauenquote erlaubt auch das umzusetzen, was Spivak „engag[ing] in feminist analysis [...] as a woman" (Spivak/Rooney 1994: 152) nennt – es handelt sich offensichtlich um eine Politik im Namen von Frauen als kollektiver Identität, denn auf andere Faktoren als das Geschlecht wird in der Quotierung nicht eingegangen. Man kann also eindeutig ein Verfahren identifizieren, das der politischen Handlungsfähigkeit der feministischen Bewegung dient. Fraglicher erscheint allerdings, ob die von Spivak geforderte Balance zwischen der Nützlichkeit essentialistischer Kategorien und der Kritik und Dekonstruktion solcher Kategorien vorhanden ist. Von Dekonstruktion kann bei einer Maßnahme, die allein Repräsentationsanteile verschiebt und zunächst kein echtes Aufbrechen von patriarchalen Strukturen in der Tiefe vorsieht, nicht die Rede sein, und auf die Gefahren der Reifizierung von Geschlechterrollen in der Überbetonung von ‚weiblichen Fähigkeiten' wurde bereits hingewiesen. Doch genau das Vordringen eines Kulturwandels bis zur „Wurzel" (Wizorek 2014: 40) ist langfristig von zentraler Bedeutung. Eine Frauenquote schließt dies sicherlich nicht aus – aber sie impliziert es auch nicht automatisch. Die Gefahr der Frauenquote als essentialistische Strategie liegt darin, dass man sich auf dem Erfolg ausruht und keine weiteren Veränderungen anstrebt. Man kann also Frauenquoten durchaus im Sinne eines strategischen Essentialismus verteidigen, als einen ersten Vorstoß durch die ‚gläserne Decke'. Doch die eigentliche Frage, die sich der strategische Essentialismus auch allgemein stellen muss, ist: Was passiert danach?

Kritische Perspektiven und Ausblick

Am Beispiel von Frauenquoten konnte gezeigt werden, dass, wenn auch mit einigen Einschränkungen, klassische Maßnahmen der Frauenförderung im Sinne eines strategischen Essentialismus verteidigt werden können, denn sie greifen explizit auf essentialistische Kategorien zurück, sind aber gleichzeitig an konkreten Zielen ausgerichtet (beispielsweise einen erhöhten Frauenanteil in

Aufsichtsräten). Allerdings bleibt das angesprochene Fragezeichen der mangelnden Dekonstruktion (und damit der potentiellen Reifizierung essentialistischer Kategorien) bestehen. Aus diesem Grund sollen nun kritische Perspektiven an der hier vorgenommenen Argumentation beleuchtet sowie eventuelle Alternativen zu einem Verfahren des strategischen Essentialismus erörtert werden.

Während, vor allen Dingen auf der Ebene des Verständnisses von Frauenförderung als *Strategie,* einige stichhaltige Argumente zu Gunsten einer Verknüpfung von strategischem Essentialismus und Frauenquoten gefunden werden konnten, steht die Dimension der Dekonstruktion mehr als in Frage. Zudem muss man, in Rückbezug auf den Kontext, in dem Spivak das Konzept des strategischen Essentialismus entwickelt, kritisch beleuchten, ob es valide und vertretbar ist, ein Konzept, das aus der Perspektive des_r marginalisierten Subalternen entwickelt wurde, auf einen eher neoliberalen Kontext der persönlichen Karriere vereinzelter Frauen zu übertragen. Die neoliberale Vereinnahmung von revolutionären oder kritischen Phänomenen ist natürlich nicht neu und wird beispielsweise in der an Argumente Michel Foucaults angelehnten Gouvernementalitätsliteratur eingehend untersucht (Lemke 2007). Auch Spivak selbst warnt vor solchen Phänomenen explizit, wenn sie sagt, dass strategischer Essentialismus oftmals zu einem „union ticket for essentialism" (Danius et al. 1993: 35) umfunktioniert wird, wobei man den wahrhaft strategischen Aspekt außer Acht lässt. Gerade bei Maßnahmen der Frauenförderung besteht diese Gefahr offensichtlich. Denn auch wenn, wie Wizorek argumentiert (2014: 33f.), das eigentliche Ziel der Maßnahme, Frauen bessere Repräsentation in Topposten zu verschaffen, sein sollte, ist keinesfalls garantiert, dass sich dies in tiefergehende Veränderungen und eine erweiterte politische Handlungsfähigkeit übersetzt. Wie die Kritik am sogenannten *Lean-In-Feminismus* à la Sheryl Sandberg (Chief operating officer von Facebook) zeigt, ist die Rhetorik eines liberalen Feminismus, der auf die individuellen Karrieren von Frauen Bezug nimmt, die bereits sozial besser gestellt sind (durch ihre Herkunft, Hautfarbe, soziale Schicht), mit vielen Problemen behaftet und bleibt oft für die breite Masse der Frauen ohne jegliche Effekte.[3] Die eigentliche Gefahr ist also, dass die Strategie, Frauen in die richtigen Posten zu bringen, in denen sie Entscheidungen treffen können, um mehr Frauen zu helfen, schon im Anfang stecken bleibt. Es handelt sich dabei um ein klassisches Problem des Neoliberalismus – die Individualisierung von sozialen Problemen, die von der Ebene der Strukturen auf die Ebene der Individuen verlagert werden (Lemke 2007: 57). Verfahren der Frauenförderung sind besonders der Gefahr ausgesetzt, eine reine ‚Postenverschiebung' innerhalb existierender Strukturen (hooks 2013) zu erreichen, da sie sich vorranging an einzelne Frauen richten und deren spezifische Karriere fördern – inwiefern diese Frauen ihre erlangte Machtposition nutzen und nutzen können, um strukturelle Veränderungen herbeizuführen, ist mehr als fraglich. Hier wird deutlich, dass Frauenförderungsmaßnahmen die von Spivak als fundamental verstandene Dimension der Dekonstruktion fehlt. Diese wäre notwendig, um besser zu reflektieren, welche Maßnahmen mit der Einführung von Frauenquoten verknüpft werden müssten, um längerfristige, strukturelle Veränderungen zu erreichen.

Abgesehen davon, dass die spezifische Verknüpfung von strategischem Essentialismus und Frauenförderung eine Reihe von Problemen birgt, muss an dieser Stelle erwähnt werden, dass die Essentialismusproblematik auch im Namen der besten Strategie nicht aus den Augen verloren werden sollte. Wie Allison Stone in ihrer „Defense of Anti-Essentialism" (2004: 85) betont, kann die Spannung, essentialistische Kategorien als falsch anzuerkennen, sie aber trotzdem zu verwenden, niemals ganz aufgehoben werden. Stone betont:

> a strategy of affirming fictions commonalities between women cannot be expected to facilitate effective action in a world where women do not really have any common characteristics or experiences. (ebd.: 89)

Bezogen auf die Frauenförderung ist dies so zu interpretieren, dass eine Strategie, die so tut, als würde eine Frauenquote auf alle Frauen gleich wirken (weil man so tut, als ob sich alle Frauen in der gleichen Situation der Benachteiligung befinden), niemals erfolgreich sein kann, weil eben genau diese gleiche Situation real nicht existiert. Somit mag ein strategischer Essentialismus dazu dienen, genug Druck aufzubauen, um eine Frauenquote gesetzlich durchzusetzen, doch der Effekt kann nicht der gewünschte sein. Hat man sich einmal auf die essentialistische Kategorie eingelassen (und somit unterschiedliche Situationen und spezifische Benachteiligungen von Frauen nicht berücksichtigt), muss man mit entsprechenden Effekten rechnen: Im Fall der Frauenquote bedeutet dies, dass Frauen, die bereits eine Reihe von Privilegien haben (bezogen etwa auf soziale oder ethnische Herkunft), verstärkt von Quoten profitieren, aufgrund des impliziten Essentialismus des Verfahrens. Der strategische Essentialismus kann also zur konsequenten Verfehlung der eigentlich angestrebten Ziele führen.

Man kann festhalten, dass sowohl die hier vorgeschlagenen Argumente für Frauenförderung im Sinne eines strategischen Essentialismus als auch der strategische Essentialismus selbst eine Reihe von Problemen mit sich bringen. Allerdings ändert dies nichts an dem bestehenden Dilemma zwischen einer notwendigen Distanz zu essentialistischen Kategorien und der ebenso bestehenden Notwendigkeit, politisch handlungsfähig zu sein. Deshalb sollen im Folgenden kurz zwei mögliche Alternativen zum strategischen Essentialismus beleuchtet werden: erstens das von Spivak bekundete Interesse an variierenden Essentialismen (Danius/Jonsson/Spivak 1993: 35) sowie zweitens das an Judith Butler anschließende Verständnis von Frauen als Genealogie, das politisches Handeln in Bündnissen propagiert.

Spivak erklärt in einem Interview mit Danius/Jonsson, dass sie sich vom Begriff (wenn auch nicht unbedingt vom Konzept) ‚strategischer Essentialismus' distanzieren möchte (ebd.). Gleichzeitig verdeutlicht sie, dass es sich bei dieser Distanzierung auch um eine Verschiebung ihres Interessensschwerpunktes handelt. Spivaks Augenmerk gilt nun vermehrt „seeing differences between these so-called essences in various cultural inscriptions" (ebd.). Spivak liefert damit den Hinweis, dass das, was als ‚Essenz' einer bestimmten Identität verstanden wird, kulturell variiert. Diesen Gedanken sollte man auch für weiterführende Analysen im Hinterkopf behalten, weil er darauf hinweist, dass auch der strate-

gische Essentialismus nicht die essentialistische Annahme machen kann, dass er in jedem Kontext in gleicher Weise funktionieren würde.

Neben dieser Idee Spivaks, die eher ein breiteres Handlungsspektrum eröffnet, anstatt als direkte Alternative zum strategischen Essentialismus zu fungieren, kann man Judith Butlers Konzept von Frauen als Genealogie anführen. Dieses Verständnis erlaubt zwar, Frauen als soziale Gruppe zu sehen, allerdings nicht in einem universalistischen oder essentialistischen Sinne, sondern als heterogene, historisch konstituierte Gruppe, die eine Reihe von überlappenden und indirekten Verbindungen enthält (Stone 2004: 89ff.). Einer solchen Interpretation entsprechend kann man nicht im Namen einer kollektiven Identität der ‚Frau' agieren. Doch das bedeutet nicht, dass man vollständig handlungsunfähig ist. Vielmehr muss die Art und Weise des politischen Handelns neu konzipiert werden, auf Basis von Bündnissen oder Koalitionen, in denen Frauen zusammen agieren, aber ihre Differenzen anerkennen und explizit ansprechen (ebd.: 93), anstatt sie im Namen einer Strategie selbst kurzfristig zu ignorieren und damit potentiell zu reproduzieren. Im Gegensatz zum strategischen Essentialismus werden Verschiedenheit und die Abwesenheit einer gemeinsamen Identität explizit und produktiv für politisches Handeln genutzt – direkte oder indirekte Verbindungen, die manche Frauen teilen, können als Ressource für Koalitionen und gegenseitige Unterstützung dienen (ebd.: 94). Ein solches Vorgehen birgt eine Reihe von Herausforderungen, doch es ist interessant, sich im Anschluss an die hier geführte Untersuchung zu fragen, wie aus der Perspektive einer solchen Bündnisstrategie bestimmte Maßnahmen der Gleichstellungspolitik, und spezifischer der Frauenförderung, verteidigt werden könnten.

Trotz des Aufkommens neuer Maßnahmen der Gleichstellungspolitik wie *Gender Mainstreaming* bleiben klassische Programme der Frauenförderung – allen voran die hier diskutierten Quoten – Bestandteil der politischen Debatte. Die Umsetzung der Erkenntnisse feministischer Theorie in politische Praxis und die Frage, bis zu welchem Grad man dabei einen Verlust komplexer Ideen zu Gunsten von politischem Erfolg in Kauf nehmen sollte, ist ein zentraler Konflikt der feministischen Bewegung. Dieser Konflikt ist auch der Grund, warum der strategische Essentialismus trotz seiner hier präsentierten Schwächen von so großem Interesse bleibt – er stellt eine Möglichkeit dar, mit diesem Konflikt produktiv umzugehen. ‚Klassische' Verfahren der Frauenförderung, die explizit auf die Identität ‚Frau' Bezug nehmen, sind besonders geeignet, im Sinne des strategischen Essentialismus interpretiert zu werden, da sie oftmals auf konkrete, kurzfristige Ziele ausgerichtet sind. Sie weisen aber auch eine Reihe von Problemen auf. Diese sind die neoliberale Vereinnahmung, die dieser Art von individualisierten Verfahren inhärent ist, die Frage, ob die Strategie wirklich zu längerfristigen Effekten führt; und schließlich das Problem, dass eine Strategie, die mit essentialistischen Kategorien arbeitet, ungleiche Wirkungen auf verschiedene Frauen hat, da die vorgegebene Universalität der Situation nicht real existiert. Somit lässt sich die eingangs gestellte Frage nach der Vereinbarkeit von strategischem Essentialismus und Frauenförderung bestenfalls mit einem ‚Ja, aber ...' beantworten.

Dies mag auf den ersten Blick nicht nach einer befriedigenden Antwort klingen, doch eine wahrhaftig befriedigende Lösung ist aufgrund der beschriebenen Komplexität dieses Feldes wahrscheinlich unmöglich. Ein strikter Anti-Essentialismus und der Diskurs, der mit Maßnahmen der Frauenförderung verbunden ist, lassen sich niemals einwandfrei verbinden. Doch vielleicht ist eine solche Ambition auch nicht angemessen. Letztendlich ist es zentral, ganz im Sinne von Spivak, eine kritische, aber pragmatische Herangehensweise zu verfolgen. Es bringt rein praktisch wenig, jegliche Maßnahme der Frauenförderung aufgrund inhärenter essentialistischer Komponenten abzulehnen, wenn man ein Interesse an reellen politischen Fortschritten hat. Wichtiger ist es, solche Maßnahmen mit einer hartnäckigen, dekonstruierenden Kritik zu begleiten. Spivak fasst es selbst am besten zusammen: „You pick up the universal that will give you the power to fight against the other side and what you are throwing away by doing that is your theoretical purity" (Gross 1985: 184). Der Verlust dieser theoretischen ‚Reinheit' kann lohnenswert sein, wenn im Gegenzug die politische Handlungsfähigkeit feministischer Aktivist_innen befördert wird.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Annegret Kempf
Altenbergerstraße 10
42119 Wuppertal, Deutschland
annegret_kempf@hotmail.de

Anmerkungen

1 Die Festlegung auf 30% oder 40% kann damit begründet werden, dass ab diesen Werten eine „critical minority" (The Quota Project 2015) erreicht wird, also eine ausreichende Repräsentation, um reellen Einfluss auf Entscheidungen auszuüben (ebd.).

2 Für eine umfassendere Auflistung üblicherweise angeführter Argumente siehe bspw. Domscheit-Berg 2015: 148f.

3 Für eine umfassende Kritik an Sheryl Sandbergs „Lean In", die diese und weitere Argumente aufgreift, siehe hooks 2013.

Literatur

Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (2007): Post-colonial studies. The key concepts. London: Routledge.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2010): Frauen in Führungspositionen. Barrieren und Brücken. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/frauen-in-f_C3_BChrungspositionen-deutsch,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (Zugriff am 17.9.2015).

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Celis, K./Erzeel, S./Mugge, L./Damstra, A. (2014): Quotas and intersectionality. Ethnicity and gender in candidate selection. In: International Political Science Review 35, 1, S. 41-54.

Danius, Sara/Jonsson, Stefan/Spivak, Gayatri Chakravorty (1993): An Interview with Gayatri Chakravorty Spivak. In: boundary 2 20, 2, S. 24-50. http://dx.doi.org/10.2307/303357

Degele, Nina (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: Fink.

Domscheit-Berg, Anke (2015): Ein bisschen gleich ist nicht genug! Warum wir von Geschlechtergerechtigkeit noch weit entfernt sind. Ein Weckruf. München: Heyne.

Gross, Elizabeth (1985): Criticism, Feminism and the Institution. An Interview with Gayatri Chakravorty Spivak. In: Thesis Eleven 10-11, 1, S. 175-187.

Hamberger, Katharina (2014): Jahresrückblick 2014. Der lange Weg zur Frauenquote. <http://www.deutschlandfunk.de/jahresrueckblick-2014-der-lange-weg-zur-frauenquote.769.de.html?dram:article_id=307401> (Zugriff am 6.11.2105).

hooks, bell (2013): Dig Deep. Beyond Lean In. <http://www.thefeministwire.com/2013/10/17973/> (Zugriff am 22.9.2015).

Irigaray, Luce (1985): This sex which is not one. Ithaca, N.Y: Cornell University Press.

Kilburn, Michael, (2012): Spivak, Gayatari Chakravorty. <https://scholarblogs.emory.edu/postcolonialstudies/2014/06/19/spivak-gayatri-chakravorty/> (Zugriff am 22.9.2015).

Knapp, Gudrun-Axeli (2011): Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion und Intersektionalität. Vom Nutzen theoretischer Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung für die gleichstellungspolitische Praxis. In: Krell, G. (Hrsg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen; rechtliche Regelungen – Problemanalysen – Lösungen. Wiesbaden: Gabler, S. 71-82. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-8349-6838-8_6>.

Krook, M. L. (2008): Quota Laws for Women in Politics. Implications for Feminist Practice. In: Social Politics. International Studies in Gender, State & Society 15, 3, S. 345-368. <http://dx.doi.org/10.1093/sp/jxn014>.

Lemke, Thomas (2007): Gouvernementalität und Biopolitik. Wiesbaden: VS.

Maihofer, Andrea (1998): Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte. In: Kreisky, E./Sauer, B. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Wiesbaden: VS, S. 155-176. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-97083-1_8>.

Morton, Stephen (2003): Gayatri Chakravorty Spivak. London; New York: Routledge. <http://dx.doi.org/10.4324/9780203163702>.

Morton, Stephen (2007): Gayatri Spivak. Ethics, subalternity and the critique of postcolonial reason. Cambridge; Malden, MA: Polity.

Schenk, Christian (2008): Frauenförderung, Gender Mainstreaming und

Diversity Management. Gleichstellungspolitische Praxen im Lichte der Geschlechterforschung. In: Degele, N. (Hrsg.): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: Fink, S. 149-165.

Schor, Naomi (1994): Introduction. In: Dies./Weed, E. (Hrsg.): The Essential Difference. Bloomington: Indiana University Press, S. VII–XIX.

Schor, Naomi/Weed, Elizabeth (Hrsg.) (1994): The Essential Difference. Bloomington: Indiana University Press.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Subaltern Studies. Deconstructing Historiography. In: Guha, R./Spivak, G. C. (Hrsg.): Selected Subaltern studies. New York: Oxford University Press, S. 3-32.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1996): Feminism and Critical Theory. In: Spivak, G. C./Landry, D./MacLean, G. M. (Hrsg.): The Spivak reader. Selected works of Gayatri Chakravorty Spivak. New York: Routledge, S. 53-74.

Spivak, Gayatri Chakravorty/Rooney, Ellen (1994): In a word. Interview. In: Schor, N./Weed, E. (Hrsg.): The Essential difference. Bloomington: Indiana University Press, S. 151-184.

Stölting, Erhard (2001): Neue regionale Identitäten und strategischer Essentialismus. Eine vergleichende Studie zu Potenzialen und Blockierungen multipler und interkultureller Identitätsbildung. <http://uni-potsdam.de/u/allg_soziologie/publikationen_rost/Antrag_%20an_VW_2001.htm> (Zugriff am 9.9.2015).

Stone, Allison (2004): On the Genealogy of Women. A Defence of Anti-Essentialism. In: Gillis, S./Howie, G./Munford, R. (Hrsg.): Third wave feminism. A critical exploration. Houndmills, Basingstoke, Hampshire; New York: Palgrave Macmillan, S. 85-96.

Storvik, Aagoth/Teigen, Mari (2010): Das norwegische Experiment – eine Frauenquote für Aufsichtsräte. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung, Internat. Politikanalyse. <http://library.fes.de/pdf-files/id/ipa/07310.pdf> (Zugriff am 17.9.2015).

The Quota Project (2015): About Quotas. <http://www.quotaproject.org/aboutQuotas.cfm> (Zugriff am 6.12.2015).

Wizorek, Anne (2014): Weil ein [Hashtag-]Aufschrei nicht reicht. Für einen Feminismus von heute. Frankfurt/M.: Fischer.